

Der zweite Blick

Die Schweizer Dokumentaristin Heidi Specogna

Vor dem Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag steht der kongolesische Rebellenführer Jean-Pierre Bemba. Ihm wird vorgeworfen, seine Milizen zu Vergewaltigung, Mord und Plünderung angestiftet zu haben. Bembas Gesicht wirkt teilnahmslos. Manchmal scheint er zu lächeln, als nähme er nicht recht ernst, was hier gegen ihn vorgetragen wird. Einer seiner Anwälte schwingt sich zu einer großen Verteidigungsrede auf. Am Ende ist nichts entschieden. Das Verfahren läuft immer noch.

„Carte Blanche“, nennt Heidi Specogna ihren Film (Kritik in dieser Ausgabe) über die Arbeit des Gerichtshofs. Der Titel meint die weit verbreitete Taktik von Diktatoren und Truppenführern, nicht unmittelbar zu befehlen, sondern den Killern durch ein Kopfnicken oder eine Nebenbemerkung einen Freibrief, eben die „Carte Blanche“, zu erteilen. Wie ein filmischer Stoff hört sich das nicht an. Aber Heidi Specogna kann aus schwierigem Material aufregende und aufklärerische Filme machen. In „Carte Blanche“ begleitet sie, parallel zur Arbeit des Gerichts in Den Haag, Rechercheure der Anklage auf ihren Erkundungen; sie spricht mit Staatsanwälten und einem Forensiker. „Carte Blanche“ arbeitet dabei ähnlich wie das Gericht mit dokumentarischen Techniken der Beweissicherung und der Augenzeugenschaft. Der Film bewegt sich in Gegensätzen: Europa und Afrika, Opfer und Täter, formalisierte Gerichtssprache hier, emotionale Sprache des Leidens da. Er ist präzise recherchiert und zugleich ein hoch emotionaler Dokumentarfilm. In Zentrum stehen die Menschen, Ermittler wie Opfer. Heidi Specogna hat in der Zentralafrikanischen Republik Opfer der marodierenden Milizen aufgesucht. Sie belauert sie nicht nach Statements, sondern fotografiert und setzt sie so ins Bild, dass sie ihre verlorene menschliche Würde wieder bekommen.

Diese Grundhaltung gegenüber ihren Protagonisten kann man an allen ihren Filmen ablesen. Kontinuität ist ein zentrales Merkmal ihres Filmschaffens. „Ein Film ergibt sich oft aus den unbeantworteten Fragen in einem früheren Film“, sagt sie. Bei der Recherche für „Das kurze Leben des José Antonio Gutierrez“ (2006) traf sie beispielsweise auf einen gleichfalls aus Guatemala stammenden Mann, der das Sterben von José Antonio unmittelbar miterlebte und von seiner traumatischen Erfahrung berichtete. Das brachte die Regisseurin auf das Thema der so genannten sekundären Traumatisierung: Auch Rechtsanwälte, Ärzte oder Ermittler können bei dem, was ihnen beruflich begegnet, seelisch schwer belastet werden – ein Schlüsselthema für die Ermittler in „Carte Blanche“. Kontinuität trifft auch auf Specognas Lateinamerika-Filme zu. Als Dokumentaristin wurde sie mit „Tania La Guerillera“ (1991) bekannt, der Geschichte von Tamara Bunke, die aus der DDR nach Kuba ging, mit Che Guevara befreundet war und 1967 im bolivianischen Dschungel erschossen wurde. 2004 wurde in „Zeit der roten Nelken“ diese Geschichte mit dem Porträt der Mutter Nadja Bunke weitererzählt. 1996 folgte „Tupamaros“, ein Film über die berühmte Stadtguerilla in Uruguay; 2008 erzählte „Das kurze Leben des José Antonio Gutierrez“ von einem Latino, der als Straßenkind in Guatemala aufwuchs und mit 29 Jahren als so genannter Greencard-Soldier der erste tote US-Soldat im Irakkrieg war.

Der zweite Blick

Die 1959 im schweizerischen Biel geborene Filmemacherin lebt seit Anfang der 1980er-Jahre in Berlin. Sie studierte an der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin und unterrichtet heute an der Filmhochschule Ludwigsburg. 2001 appellierte Heidi Specogna gemeinsam mit anderen Dokumentarfilmern an die

Fernsehsender, „die offene dokumentarische Beobachtung, das Abenteuer des insistierenden zweiten Blicks auf die Wirklichkeit“ nicht auf dem Altar der Formate zu opfern. Der „zweite Blick“ trifft den Kern ihrer dokumentarischen Arbeit – langer Atem, ausdauernde Nachhaltigkeit. Heidi Specogna beginnt mit ihrer Arbeit, wenn die Fußtruppen des Boulevard-Journalismus längst abgezogen sind. Tamara Bunke war mehr als 20 Jahre tot, als die Regisseurin ihren Träumen nachforschte. José Antonio Gutierrez starb 2003, der Film über ihn kam 2006 in die Kinos. Specogna lässt sich Zeit, bis ihre welthaltigen Geschichten heranreifen. Und sie hat ein Gespür dafür, sie nicht auf punktuelle Ereignisse und Tagesaktualität zu reduzieren. Was länger her ist, kann immer noch und gerade deshalb etwas über die Gegenwart erzählen.

Heidi Specognas dritte Qualität ist die Recherche. Den Ehrgeiz, einer Geschichte bis auf ihre Grundmauern nachzugraben, hat die Regisseurin aus ihrem ersten Beruf mitgenommen. An der Journalistenschule des Zürcher Ringier-Verlags absolvierte sie eine Ausbildung und arbeitete in diesem Beruf auch einige Zeit für Deutschschweizer Medien. Dabei wurden ihr gerade das Eilige und das Begrenzte zum Problem. Erst in den langen Dokumentarfilmen kann sie genügend Zeit in Recherche investieren. So fand sie in Bolivien Bauern, die beobachtet hatten, an welcher Stelle das Militär die Leiche von Tamara Bunke verscharrt hatte; sie konnte im Film die Stelle zeigen. Specogna stieß bei ihren Recherchen auch auf die Geburtsurkunde von José Antonio Gutierrez und konnte damit belegen, dass das US-Militär ein falsches Geburtsdatum auf den Grabstein geschrieben hatte. Alle ihre Filme bergen Entdeckungen, sichern Funde, die ein Bild korrigieren oder eines überhaupt erst herstellen.

Im Rückspiegel der Geschichte

Heidi Specognas Filme sind immer auch Blicke in den Rückspiegel der Geschichte. Rückblicke freilich, die sich auf die Gegenwart hin orientieren, die der Zuschauer wie wohl auch der Regisseurin. In den Filmen stecken große Fragen. Wie war das mit den revolutionären Vorstellungen der 1968er und ihren in ferne Länder exportierten Träumen von gesellschaftlicher Veränderung? Wie mit der eigenen Geschichte, von der Oktoberrevolution bis zur DDR der Nadja Bunke? Mit den Kriegen, die die Lebensgeschichten ihrer Protagonisten prägen? Den Flüchtlingsströmen im Zeitalter der Globalisierung, für die José Antonios Schicksal steht? Was ist mit den unterschiedlichen Sichtweisen im globalisierten Zeitalter, wie sie im „Schiff des Torjägers“ (2009) aufeinander prallen? Die großen Fragen beleuchtet Heidi Specogna freilich immer aus der Perspektive von Einzelnen. Sie setzt den Fokus auf das individuelle Schicksal, ohne den Blick auf das Ganze zu verlieren. Eine produktive Sicht, wie der Fall von Pepe Mujica zeigt. Er ist einer der Protagonisten aus „Tupamaros“, ein Rebell der ersten Stunden. Die Autorin hat ihn, seine Freundin und zwei weitere ehemalige Guerilleros begleitet. Sie lässt erzählen, was geschehen ist, verarbeitet dokumentarisches Material, schildert die Verbrechen der Militärdiktatur in Uruguay. Am Ende des Films denkt der frühere Guerillero Pepe Mujica immer noch links, züchtet Blumen – und ist seit März 2010 der Staatspräsident von Uruguay. Als sein wichtigster Satz bleibt unauslöschlich in Erinnerung: „Ich habe den jungen Träumer in mir nicht verraten.“

Parallel zur künstlerischen und thematischen Kontinuität des Werks sind die Filme von Heidi Specogna immer komplexer geworden. „Heute muss ich nicht mehr so viel erklären“, beschreibt sie ihre veränderte Haltung. Sie vertraut inzwischen darauf, dass die Zuschauer ihre Geschichten annehmen, und sie vertraut auf die Kraft ihrer Protagonisten. So kann und muss man „Das kurze Leben des José Antonio Gutierrez“ auf verschiedenen Ebenen lesen. Die Autorin erzählt diese Geschichte auf eine Weise in die Gegenwart hinein, die es den Zuschauern erlaubt, sie selbst zu Ende zu denken. Sie folgt den einzelnen Stationen ihres

Protagonisten. Sie trifft Leute, die das Straßenkind, den Halbwüchsigen, den Flüchtling und den Marine-Soldaten gekannt haben – und sie findet an diesen Orten auch vergleichbare Geschichten. José Antonios Schicksal wird so begreifbar als besonderes, individuelles und zugleich als gewöhnliches, das viele andere Menschen mit ihm teilen. Wie in einem Brennglas spiegeln sich in seiner Geschichte all die gegenwärtigen Geschichten von Armut, Emigration und Überlebenskampf.

Noch eine Spur komplexer ist „Das Schiff des Torjägers“. Der Film spielt in Benin, Togo und Nigeria sowie in der Schweiz und in Deutschland. Er handelt von Fußball und von Armut, von unterschiedlichen Konzepten der Globalisierung und Entwicklungszusammenarbeit. Er erzählt das Schicksal des Fußballers Jonathan Akpoborie, der seiner Familie eine Fähre kaufte, als Hilfe zur Selbsthilfe, erzählt, dass dieses Schiff Kinder transportierte, die von ihren Eltern zur Arbeit geschickt wurden – eine afrikanische Tragödie in den Augen der Menschenrechtsorganisationen, eine individuelle Tragödie für die Kinder, eine Tradition in den Augen der Eltern. Akpoborie geriet zu Unrecht in Verdacht, am Kinderhandel beteiligt gewesen zu sein, musste seine Karriere beenden. Es geht um Menschen und darum, wie sie sich in Handelskreisläufen bewegen, selbst Teil dieser Handelskreisläufe werden. Der Film stellt mehr Fragen, als dass er Antworten gibt. Lässt sich die europäische Sicht mit der afrikanischen vereinbaren? Von welcher moralischen Position aus urteilen wir? Wer profitiert von dieser Art Austausch von Handelsgütern?

Bei aller Komplexität fehlt den Filmen von Heidi Specogna das Komplizierte. Sie bewegen schweren Stoff, aber sie beschweren nicht. Sie sind intensiv, emotional und empathisch, spielen aber nicht mit den Gefühlen der Zuschauer. Wie schwierig die Zusammenhänge auch sein mögen, der Grundduktus ihres Erzählens ist durch Neugier bestimmt, freundliche, entschiedene Neugier. Man spürt den bewusst naiven Blick einer Künstlerin, die es wissen will, und übernimmt diese Perspektive gern. Ihren Filmen fehlt alles Abgebrühte und Gleichgültige – was lässt sich Besseres sagen in diesen abgebrühten Medienzeiten?

Fritz Wolf